Dresdner Volkszeitung

Postscheckkonto: Leipzig, Haden & Komp., Nr. 20613.

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Bankkonto: Gebr. Arnhold, Dresden.

Abonnementspreis mit der täglichen Unterhaltungsbeilage Leben, Wissen, Kunst einschließlich Bringerlohn monatlich 1.30 M. Durch die Post bezogen vierteljährlich 4.00 M., unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 2 M. 6.50. Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Redaktion: Wettinerplatz 10. Tel. 25 261. Sprechstunde nur wochentags von 12 bis 1 Uhr. **Expedition:** Wettinerplatz 10. Tel. 25 261. Geschäftszeit von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends.

Inserate werden die 7gespaltene Petitzeile mit 45 Pf. berechnet, bei dreimaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt, ebenso auf Vereinsanzeigen. Inserate müssen bis spätestens ½10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen. — **Telegramm-Adresse:** Dresdner Volkszeitung.

Nr. 67. | Dresden, Donnerstag den 21. März 1918. | 29. Jahrg.

Seekriegsbeute im Februar – Cherson besetzt

Berlin, 20. März. (Amtlich.) Im Monat Februar sind durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte unter Hinzurechnung des in den bisherigen Monatsveröffentlichungen noch nicht verrechneten Teils der vom Hilfskreuzer Wolf erzielten Erfolge insgesamt

680 000 Brutto-Register-Tonnen

des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet worden. Damit beläuft sich das Gesamtergebnis der Vernichtung seit Beginn des uneingeschränkten U-Bootskrieges auf insgesamt

10 270 000 Brutto-Register-Tonnen.

Durch die kriegerischen Maßnahmen der Mittelmächte ist der unseren Feinden zur Verfügung stehende Welt-Handelsschiffsraum seit Kriegsbeginn bis zum 31. Januar 1918 um

rund 15 100 000 Brutto-Register-Tonnen

verringert worden. Hiervon entfallen

rund 9 400 000 Brutto-Register-Tonnen

auf die englische Handelsflotte.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

wtb. (Amtlich.) Großes Hauptquartier, den 21. März 1918.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht:

Zwischen Dixmuide und La Bassée blieb auch gestern die Erkundungstätigkeit rege. Der Artilleriekampf nahm am Abend bei aufklärendem Wetter an Stärke zu. An der übrigen Front lebte die Gefechtstätigkeit nur vorübergehend auf.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz:

Auf dem Südufer der Oise, nördlich von Reims und in der Champagne war das Artilleriefeuer vielfach gesteigert.

Heeresgruppe Gallwitz:

Der Artilleriekampf vor Verdun nahm am Abend große Heftigkeit an. Bayerische Kompanien überrannten südwestlich von Ornes in überraschendem Angriff die ersten feindlichen Linien. Sie stießen bis zur Brule-Schlucht durch und nahmen einen Bataillonsstab und mehr als 240 Franzosen, darunter 20 Offiziere, gefangen. Westlich von Apremont drang rheinische und niedersächsische Landwehr in die französischen Gräben ein und brachte 78 Gefangene zurück.

Heeresgruppe Herzog Albrecht.

Auf dem Ostufer der Mosel und bei Nomeny führten wir erfolgreiche Unternehmungen durch. Das Zerstörungsfeuer französischer Artillerie im Parroy-Walde hielt an.

In breiten Abschnitten der Westfront ist heute früh die Artillerietätigkeit mit voller Wucht entbrannt. Oesterreichisch-ungarische Artillerie hat sich am Kampfe gegen Engländer und Franzosen beteiligt.

Osten:

Heeresgruppe Mackensen:

Truppen des Generals der Infanterie Kosch haben in der Ukraine die Handels- und Hafenstadt Cherson genommen.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Kriegsursache und Junkerherrschaft.

In der Haushaltkommission des Reichstages und in der bürgerlichen Presse ist versucht worden, die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky, aus der wir heute weitere Abschnitte abdrucken, als ein Produkt krankhafter Eitelkeit abzutun. Es mag sein, daß der Aerger über die erlittenen Zurücksetzungen und den Mißerfolg seines politischen Strebens den Fürsten bei der Abfassung seiner Denkschrift geleitet hat. Aber wenn man die Ausführungen des Fürsten ruhig prüft, so wird man finden, daß sie sehr viel Beachtenswertes enthalten, und gerade wir Sozialdemokraten haben um so weniger Veranlassung, über Lichnowskys Auffassung leicht hinwegzugehen, als der Fürst vieles bestätigt, was wir gesagt haben. Das ist vor allen Dingen der Fall bei der Beurteilung des österreichisch-serbischen Konflikts, der die unmittelbare Veranlassung zum Kriegsausbruch war. In den bewegten Sitzungen des Jahres 1914 war sich die ganze sozialdemokratische Presse in der Verurteilung des Vorgehens Oesterreichs gegen Serbien einig, und sie hat verlangt, daß Deutschland von dieser österreichischen Aktion ganz entschieden abrückt. Die deutsche Regierung mag nachher mancherlei getan haben, um den Ausbruch des Weltkriegs zu verhindern, die Tatsache, daß sie dem unerfüllbaren und provozierenden Ultimatum Oesterreichs gegen Serbien nicht entgegengetreten ist, wird dadurch nicht aus der Welt geschafft.

Besonders bemerkenswert ist auch das, was Lichnowsky über die Vorgänge in England sagt. Er wendet sich ganz entschieden gegen die Anschauung, daß man in England von vornherein einen Krieg gegen Deutschland gewollt habe. In der deutschen Oeffentlichkeit ist es ja von vielen Seiten, besonders in den ersten Monaten des Krieges, so dargestellt worden, als wenn England, getrieben von Neid auf Deutschlands großartige wirtschaftliche Entwicklung, nur auf den geeigneten Augenblick gelauert habe, um Deutschland zu überfallen. Das, was Lichnowsky über die Dinge erzählt, macht es wahrscheinlich, daß es weniger der Konkurrenzneid als die Furcht vor Deutschland gewesen ist, die England in den Krieg getrieben hat, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß der Wettbewerb, den Deutschlands Handel und Industrie den Engländern auf dem Weltmarkt bereiteten, mit Anlaß zum Entstehen deutschfeindlicher Stimmungen in England gewesen sein mag. Man hat offenbar in England gefürchtet, daß Deutschland nach einer französisch-russischen Niederlage auf ein isoliertes England sich losstürzen könnte, und da wollte man vorbeugen.

Der Gedanke, daß man in England einen deutschen Angriff fürchtete, wird manchen Leuten in Deutschland merkwürdig vorkommen. Es soll hier nicht bestritten werden, daß es das Ziel des gegenwärtigen Deutschen Kaisers und des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg war, dem deutschen Volke den Frieden zu erhalten.

Wenn man aber trotzdem im Ausland und besonders in England so wenig Zutrauen zu Deutschland hatte, so war das begründet in gewissen Eigenarten der deutschen Verhältnisse, gegen die die Sozialdemokratie von jeher angekämpft hat. Es herrschte in England, wie Lichnowsky hervorhebt, die nicht unrichtige Anschauung, daß „der feudale Ritter und Junker, die Kriegerkaste", in Deutschland regiere. Niemand kann daran zweifeln, daß tatsächlich Deutschlands Junker und Generale einen politischen Einfluß hatten, den man anderswo nicht kennt, und darin lag auch zweifellos eine große Gefahr. In Deutschland hat der Träger der Krone einen größeren Einfluß auf die politischen Entscheidungen als etwa in England. Die Monarchen sind aber bei uns in erster Reihe Soldaten, und so ist es natürlich, daß bei ihnen der Einfluß der hohen Militärs stark ins Gewicht fällt. Es liegt in der Natur der Sache, daß Militärs geneigt sein werden, auch politische Vorgänge einseitig vom militärischen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Sie sind nicht gewohnt, auf die Stimmung der Völker Rücksicht zu nehmen, und werden leicht dort schon die Notwendigkeit des Dreinschlagens für gegeben halten, wo der Politiker, der alle in Betracht kommenden Momente sorgfältig abwägen kann, glauben wird, einen Krieg noch vermeiden zu können. Dabei haben wir in Deutschland nicht nur mit den Einflüssen zu rechnen, die der Beruf auf die Denkungsweise der hohen Militärs ausüben muß, sondern ein großer Teil unserer leitenden Persönlichkeiten beim Militär wie in der Staatsverwaltung entstammt der Junkerkaste, der feudalmittelalterliche Traditionen noch tief im Blute stecken, einer Schicht, die immer noch mit von dem Glauben an die Allmacht der Gewalt beherrscht wird. Unsere Junker haben geglaubt, mit brutaler Gewalt ihre innerpolitische Herrschaft aufrecht erhalten, die Sozialdemokratie unterdrücken, Polen und Dänen germanisieren zu können. Ist es ein Wunder, daß man dieser Kaste auch im Ausland zutraut, sie sei besonders leicht bereit, zum Schwert zu greifen?

Für unser Verhalten während des Krieges kann es nicht von ausschlaggebender Bedeutung sein, wie wir uns zu den Kriegsursachen stellen. Es ist nun einmal die Tragik der Völker, daß sie für das büßen müssen, was die Herrschenden gefehlt haben, und ist der Krieg da, so handelt es sich nur darum, das Geschick des eigenen Volkes dabei so günstig wie möglich zu gestalten. Das Schlimmste aber für ein Volk ist die Niederlage. Deshalb mußten auch wir Sozialdemokraten so entschieden für die Landesverteidigung eintreten. Gerade die Erfahrungen des Weltkrieges haben gezeigt, daß der einmal ausgebrochene Krieg in allen Ländern die ärgsten Macht- und Eroberungsgelüste zum Emporflammen bringt und daß ein besiegtes, wehrloses Land auf keine Schonung rechnen darf, aus welchen Ursachen der Krieg auch immer entstanden sein mag.

Aber wollen wir die Wiederholung eines solchen furchtbaren Weltkrieges vermeiden, dann müssen wir die Ursachen zu beseitigen suchen, die zu ihm geführt haben. Während des Krieges haben sich die Staatsmänner und Politiker der am Kampfe beteiligten Länder mehr oder minder liebenswürdig die Fehler und Sünden ihrer Regierungen und ihrer Völker vorgeworfen. Wir haben gerade nach den Erfahrungen des Krieges keine Veranlassung, zu wünschen, daß englische oder französische Zustände auf Deutschland übertragen werden. Zweifellos hat auch das öffentliche Leben dieser Länder große Schattenseiten. Aber viel wichtiger wie das Erkennen der Balken in fremden Augen ist es, daß man nicht nur die Balken, sondern auch die Splitter im eigenen Auge sieht, denn an den Fehlern und Schwächen der anderen können wir nichts ändern. Wo aber bei uns etwas faul ist, da können wir Hand anlegen, um zu bessern. Es kommt nicht darauf an, daß einer immer wieder dem andern den guten Rat gibt: Kehre vor deiner eigenen Tür, sondern viel notwendiger ist es, daß jeder tatsächlich vor seiner eigenen Tür kehrt. Beim Ausbruch des Krieges hat sicher eine große Reihe von Ursachen mitgewirkt, und es läßt sich jetzt nachträglich nur schwer sagen, ob der Krieg verhindert worden wäre, wenn diese oder jene Ursache weggefallen wäre. Aber eben deshalb müssen wir sorgfältig prüfen, wo Gefahrenmomente gelegen haben, und diese Gefahrenmomente müssen in der Zukunft möglichst beseitigt werden. — Eine der Ursachen, die bei der Entstehung des Kriegs ihre verhängnisvolle Rolle gespielt haben, ist zweifellos der innerpolitische Zustand Deutschlands gewesen. Die Chauvinisten in Frankreich, die Panslawisten in Rußland und mancherlei andere Kriegshetzer im Ententelager haben sicher einen guten Teil der Schuld am Kriege zu tragen, aber der in Preußen-Deutschland herrschende Halbabsolutismus, der große Einfluß, den die militaristische Junkerkaste auf unser Staatsleben ausgeübt hat, war zweifellos geeignet, im Ausland immer neues Mißtrauen gegen Deutschland zu erwecken, und das deutsche Volk hat allen Grund, sich dieser Tatsache bewußt zu werden. Deshalb ist es sicher kein Unglück, daß die Denkschrift Lichnowskys bekannt geworden ist. Mag Lichnowsky in noch so vielen Punkten seiner Ausführungen im Unrecht sein, das deutsche Volk muß sich die richtigen Lehren, die seine Schrift enthält, sehr gründlich merken. Wollen wir verhüten, daß unsere Kinder und Enkel wieder einmal Gut und Blut in einem so furchtbaren Kriege opfern müssen, so haben wir dafür zu sorgen, daß mit der Junkerherrschaft in Deutschland recht gründlich aufgeräumt wird. Damit haben wir freilich noch nicht die Sicherheit, daß wir für immer vor einem Kriege bewahrt bleiben, aber wir hätten einen Zustand beseitigt, der eine schwere Gefahr für den Frieden war.

„Kein weicher Friede ..."

Auf ein Begrüßungstelegramm des in Kiel tagenden Schleswig-Holsteinischen Provinziallandtages ist eine Antwort des Kaisers eingegangen, in der es heißt:

Unser deutsches Schwert hat sich als bester Schutz erwiesen. Er wird es bleiben in dem kommenden schweren, entscheidenden Ringen. Kein weicher Friede, sondern einer, welcher den Interessen Deutschlands entspricht! Das walte Gott!

Hindenburgs Wort macht rasch Schule, es taucht bereits in kaiserlichen Telegrammen auf. Bald wird es eingerahmt über nationalen Stammtischen hängen — neben anderen Kaiserworten, wie: „Uns treibt nicht Eroberungslust ..." Aber es ist schon eine Weile her, als dieses vernünftige Wort geprägt wurde. Damals war Deutschland noch im Osten bedroht — heute hat sich die Kriegslage wesentlich gewandelt. Mit alten Gefahren fliegen auch alte Worte und Versprechen über Bord. Wer im Ausland das wunderbare Friedenswerk im Osten betrachtet, muß zu der Ueberzeugung kommen, daß uns Eroberungslust treibt: uns, das heißt: die in Deutschland herrschenden Schichten und Geister. Und wer im feindlichen Ausland das von Wilhelm II. anrektierte Hindenburgwort hört, den muß die Sorge um sein Land mit neuem Kriegseifer erfüllen. Denn „keinen weichen Frieden" bedeutet selbstverständlich einen harten Frieden. Und die Entente steht militärisch durchaus nicht so hoffnungslos da, daß sie einen harten Frieden annehmen könnte oder müßte.

Absichten, wie sie durch obiges Telegramm ausgesprochen werden, mögen in alldeutschen Männerbrüsten wohliges Entzücken erregen, für Volk und Land aber bedeuten sie eine Gefahr. Ihre Wirkung kann nur sein, die Widerstandskraft der gegnerischen Völker aufs äußerste anzustacheln, den Krieg zu verlängern und im Westen ein ungeheuerliches Blutbad vorzubereiten. Die deutschen Volksmassen aber sehnen sich nicht nach einem harten, sondern nach einem baldigen und dauernden Frieden, denn ein harter Friede — sofern er militärisch überhaupt zu erzwingen wäre — könnte sich dafür einmal am härtesten an Deutschland rächen.

Das deutsche Volk treibt auch heute nicht Eroberungslust, und wo sie sich an höchsten Stellen so hervorwagt wie in obigem Falle, sollte ihr die Reichstagsmehrheit umgehend eine scharfe Absage erteilen.

Aus der Denkschrift Lichnowskys.

Aus der Schrift Lichnowskys lassen wir noch folgende Abschnitte folgen:

Sir Edward Grey.

Sir Edward Greys Einfluß war in allen Fragen der auswärtigen Politik nahezu unbeschränkt. Zwar sagte er bei wichtigen Anlässen: „I must first bring it before the cabinet" (ich muß das erst im Ministerrat vorbringen), doch schloß sich dieser seinen Ansichten regelmäßig an. Seine Autorität war unbestritten.

Aus einer alten, im Norden Englands begüterten Familie stammend, die bereits den bekannten Staatsmann Grey geliefert hatte, schloß er sich dem linken Flügel seiner Partei an und sympathisierte mit Sozialisten und Pazifisten. Man kann ihn einen Sozialisten im idealen Sinne nennen, denn er überträgt die Theorie auch auf sein Privatleben, das sich durch die größte Einfachheit und Anspruchslosigkeit auszeichnet, obwohl er über reichliche Mittel verfügt. Jede Repräsentation liegt ihm fern. Er hatte in London nur ein kleines Absteigequartier, gab niemals Diners, außer dem einen amtlichen im Foreign Office (Auswärtigen Amt) zu Königs Geburtstag. Wenn er ausnahmsweise einige Gäste bei sich sah, so war es zu einem einfachen Essen oder Frühstück in ganz kleinem Kreise und mit weiblicher Bedienung. Auch mied er große Geselligkeiten und Feste. . . .

Die Einfachheit und Lauterkeit seines Wesens verschafften ihm auch die Achtung seiner Gegner, die mehr auf dem Gebiete der inneren als der auswärtigen Politik zu suchen waren. Lügen und Intrigen sind ihm gleichmäßig fern . . .

So sieht der Mann aus, der als Lügen-Grey und als Anstifter des Weltkrieges verschrien wird.

Englische Kriegserklärung.

Noch immer sann Sir Edward Grey nach neuen Auswegen. Am 1. August vormittags kam Sir R. Lorell zu mir, um zu sagen, sein Chef hoffe noch immer, einen Ausweg zu finden. Ob wir neutral

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19180321/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG